Eindrücke eines Orchesterbegleiters

Das Sinfonieorchester Basel auf Tournee in China und Südkorea. Von Alain Claude Sulzer

Gemeinsam mit dem türkischen Pianisten Fazil Say und der amerikanischen Violinistin Yumi Hwang-Williams hat das Sinfonieorchester Basel eine Asien-Tournee unternommen. Der Schriftsteller Alain Claude Sulzer hat die Musiker begleitet und schildert seine Reiseeindrücke.

Kaum ist man in China, wird einem sogar die Küche fremd, die man zu kennen glaubte. Die Dinge des Alltags sind also zunächst anders, der Verkehr etwa, dessen Dichte, Handhabung und Bewältigung beim Westeuropäer zwiespältige Gefühle zugleich der Bewunderung wie des Entsetzens auslösen. Jeder, der einmal als Beifahrer in einem chinesischen Taxi sass, weiss, wovon ich spreche. Dass er sich – selbst dann, wenn er neben dem ständig hupenden, telefonierenden und die Spur selbst auf die Gegenfahrbahn wechselnden Fahrer sitzt – schnell daran gewöhnt, gehört zu den vielen Überraschungen, die man hier erleben kann. Es ist das, worüber einen Mr. Wu, der Organisator des chinesischen Teils der Fernost-Tournee des Sinfonieorchesters Basel, aufklärt, wenn er die Mitwirkenden in seinem Willkommensschreiben darauf hinweist, dass der «gewöhnliche Fussgänger» in der chinesischen Verkehrshierarchie «auf der niedrigsten Stufe» steht.

Ein junges Publikum

Wenn uns auch vieles fremd ist, ist uns doch weniges fremder als die traditionelle chinesische Musik. Andersherum haben die Chinesen offenbar keine Verständnisschwierigkeiten, wenn es um westliche klassische Musik geht. Diese wurde ihnen übrigens nicht etwa erst durch Isaac Stern nahegebracht (man erinnere sich an den Film «From Mao to Mozart» von 1980), sondern durch Matteo Ricci, der das Clavichord und mithin eine ganz andere musikalische Tradition bereits im 16. Jahrhundert in der Verbotenen Stadt einführte. Längst werden chinesische Musikstudenten nach westlichen Massstäben ausgebildet, und so entsendet das Land ein beträchtliches Kontingent an Künstlern in den Westen, wo sie studieren, als Orchestermusiker engagiert werden oder als Solisten auftreten (ohne den Südkoreanern bisher allerdings den Rang abgelaufen zu haben). Die Innigkeit, mit welcher vor allem ältere Menschen, die während der Kulturrevolution erzogen wurden, in den Parks von Peking die überlieferte Musik ihrer Heimat (sowohl Gesang als auch Instrumentalmusik) zu Gehör bringen, hebt die Grenzlinie, die die jungen Musiker von ihnen trennt, noch hervor. Welchen Kahlschlag die Revolution bedeutete, ermisst, wer in die Runde der Konzertbesucher blickt. Ganz anders als in Europa braucht man hier um junge Zuhörer nicht zu buhlen. Hier trifft man sie an. Bei der Generation der 60-Jährigen besteht hingegen nur wenig Interesse.

Zwei Konzerte in China – eines in Peking, eines in Schanghai – sowie drei weitere beim jährlich stattfindenden Musikfestival im südkoreanischen Tongyeong, das seit 2002 in der Geburtsstadt von Isang Yun stattfindet, standen auf dem Tourneeprogramm des Sinfonieorchesters Basel, das seit seiner inzwischen vierjährigen Unabhängigkeit von der jahrzehntelang tonangebenden Allgemeinen Musikgesellschaft neuerdings vermehrt auch im Ausland auftritt.

Neunundachtzig Orchestermusiker, der türkische Pianist Fazil Say und die in Südkorea geborene amerikanische Violinistin Yumi Hwang-Williams als Solisten (in Beethovens drittem Klavierkonzert, Bernsteins zweiter Sinfonie mit Soloklavier und Isang Yuns drittem Violinkonzert) sowie Planer und Organisatoren, ein Arzt, ein Geigenbauer und zwei schreibende Beobachter brachen zu einer gemeinsamen Reise auf, deren einzelne Etappen bekannt, aber längst nicht in jedem Punkt berechenbar waren. Drei Konzertsäle mit unterschiedlichen akustischen Bedingungen liessen sich naturgemäss erst vor Ort erproben. Dass gerade solche Herausforderungen einem Orchester die Möglichkeit bieten, seine technischen und künstlerischen Qualitäten auf die Probe und unter Beweis zu stellen, liegt auf der Hand. Unbekannte Konzertsäle verlangen von einem Orchester, sich in kürzester Zeit auf neue, ungewohnte akustische Voraussetzungen einzustellen. Den heimischen Saal kennt man, Orte wie das Oriental Art Center in Schanghai oder die ans KKL erinnernde Tongyeong International Concert Hall, die 2010 eröffnet wurde, müssen erst «erobert» werden. Ausserdem steht bei einer zehntägigen Tour mit ihren dichtgedrängten Terminen und wechselnden Eindrücken auch die zwischenmenschliche Harmonie auf dem Prüfstand. Diese scheint mir unter den Händen des amerikanischen Chefdirigenten Dennis Russell Davies, des Geschäftsleiters Franziskus Theurillat, der Stiftungspräsidentin Barbara Schneider und des für das Programm verantwortlichen Hans-Georg Hofmann sowie der zahlreichen Helfer so ungetrübt wie die Intonation der Geigerin Yumi Hwang-Williams. Gewiss einer von vielen Gründen dafür, dass das Orchester in China und Südkorea gut ankommt.

Idyll und Imperium

Erste Station der Konzertreise war die Forbidden City Concert Hall, die idyllisch in einem der labyrinthischen Gärten der Verbotenen Stadt liegt. Das Gebäude passt sich seiner Umgebung an, die aus immergrünen Bambushainen, ummauerten Höfen und mit Päonien bestandenen offenen Parkanlagen besteht, in die sich – zumindest wochentags – nur

wenige Touristen verirren. Teehäuser findet man hier so wenig wie Fast-Food- oder Coffee-Shops. Mehr als zwei, drei Souvenirläden, die die Bedürfnisse westlicher Touristen nur unzureichend abdecken, gibt es nicht. In einer Kunstgalerie stellt ein niederländischer Künstler raffinierte, farbenprächtige Blumen-Stillleben aus echten Pflanzen (samt Zwiebeln und Wurzeln) aus, die allseits bewundert und fotografiert werden, auch von mir.

Wer den beschaulichen Ort verlässt, an dem die erste Orchesterprobe stattfindet – die Instrumente sind unversehrt in einer Frachtmaschine angeliefert worden -, findet sich überraschend in einer Umgebung wieder, die man, je nach Belieben und Befindlichkeit, als weitere fotogene Touristenattraktion oder aber als kaum zu ignorierende imperiale Realität betrachten mag, die sich mit der Idylle der Parklandschaft, die man eben verlassen hat, nur schwer in Einklang bringen lässt. Es genügt also ein Schritt durch das Eingangstor, um nur wenige Gehminuten vom höfischen Garten entfernt vor Maos millionenfach fotografiertem Konterfei zu stehen und sich über die unzähligen jungen Männer in schwarzen Anzügen zu wundern, die über einen roten Teppich zum Tor des Himmlischen Friedens pilgern. Hochschulabsolventen oder Novizen der Kommunistischen Partei? Weit und breit ist niemand, der einen über diesen Aufmarsch aufklären könnte.

Eine halbe Körperdrehung genügt, und man überblickt den Platz des Himmlischen Friedens, in dessen Mitte sich das Mausoleum mit den sterblichen Überresten des gottgleichen Diktators erhebt. Eine Möglichkeit, die stark befahrene Strasse, die den Eingang der Verbotenen Stadt vom Tiananmen-Platz trennt, zu Fuss zu übergueren, besteht nicht. Wer auf den Platz gelangen will, muss eine der unterirdischen Passagen benutzen. Nach welchen Kriterien dort Kontrollen stattfinden oder nicht, erschliesst sich dem uneingeweihten Beobachter nicht. Überlässt man die Sicherheit etwa dem Zufall von Stichproben? Wie viele der Smartphone-Nutzer, deren Individualität sich in Form von Selfies manifestiert, vom Aufstand für die Meinungsfreiheit und dessen blutiger Niederschlagung im Juni 1989 wissen, bleibt ebenfalls ein gut gehütetes Geheimnis. Sich darüber im Internet zu informieren, ist unmöglich. Google hat hier keine erreichbare Adresse.

Abends im Konzertsaal herrscht dann die Freiheit der Gedanken jedes Einzelnen beim Hören von Musik – gestört allein durch die Platzanweiser, die als Ordnungshüter umständlich darauf achten, dass während des Konzerts die Smartphones ausgeschaltet bleiben. Beifall für den Solisten, der Beethovens drittes Klavierkonzert weniger differenziert als dezidiert angeht. Das Orchester schliesst nach einem Stück der Komponistin Chén Yi mit Strawinskys «Feuervogel»-Suite und zwei Zugaben. Dasselbe Programm wird es auch zwei Tage später in Schanghai spielen, der Stadt, die sich im Auge des fremden Betrachters weltoffener gibt als Peking, vielleicht aber auch nur lauter, hektischer und unübersichtlicher ist. Für Beethoven waren Ruhe und Freiheit die grössten Güter. Beides ist hier nur in den gegebenen Grenzen gewährleistet.

Kultur und Austern

Der Gegensatz zwischen der lauten, sich in alle Himmelsrichtungen und immer höher hinaus dehnenden Mega-City Schanghai – das höchste Hochhaus ist seit meinem letzten Besuch vor zwei Jahren im Schatten seines etwas verdrehten, hochaufgeschossenen Bruders geschrumpft – und dem im Süden Südkoreas liegenden Tongyeong, das knapp 140 000 Einwohner zählt, könnte nicht grösser sein. Die am Meer gelegene Hafenstadt ist deutlich weniger spektakulär als die Bucht, an der sie liegt, aber nachdem der Bürgermeister sich in den Kopf gesetzt hat, seiner Stadt, die für ihre Austernkulturen berühmt ist, auch den Ruf einer kulturellen Metropole zu verpassen, nimmt man den architektonischen Eindruck absoluter Beliebigkeit zähneknirschend – und allerlei unbekannte Fische und Meeresfrüchte verzehrend – in Kauf.

Ich esse Austern – tatsächlich die besten, weil mildesten, die ich je ass – und betrete um elf Uhr morgens zum ersten Mal den Konzertsaal mit Meerblick, in dem sich ein Parkett mit kreischenden Schülerinnen zu einem moderierten Schulkonzert gefüllt hat, bei dem der lange, blonde Solofagottist mindestens so viel Aufsehen erregt wie Justin Bieber es tun würde, hätte es ihn an diesem Morgen hierherverschlagen.

Beim offiziellen ersten von zwei Konzerten, die im Rahmen des 14. Tongyeong International Music Festival stattfinden, geht es dann wieder gediegener zu. Im Mittelpunkt des ersten Konzerts steht das dritte, selten gespielte Violinkonzert Isang Yuns, der als unsichtbarer Mentor seine schützende Hand über diese Festspiele hält, bei denen die Aufführung zeitgenössischer Musik ein ebenso wichtiger Bestandteil ist wie das klassische Repertoire. Yuns spätromantisch anmutendes, elegisch-lyrisches, fast introvertiertes Konzert, das ohne fernöstliche Reminiszenzen auskommt, verklingt verhalten, fast unerwartet. Unwillkürlich erinnere ich mich an das ihm gewidmete Museum, das wir nachmittags besucht haben, und an die dort ausgestellten Devotionalien: darunter ein Ergometer, drei Brillen, ein grünes Telefon und Yuns Mercedes mit dem Berliner Kennzeichen, das davon zeugt, dass die Welt schon zu seinen Lebzeiten (1917–1995) klein geworden war. Ob man nun hier bleibt oder wie das Sinfonieorchester Basel und ich als sein Begleiter heimkehren: Die Musik bleibt zurück.

Der Schriftsteller **Alain Claude Sulzer** lebt in Basel. 2012 erschien sein Roman «Aus den Fugen» bei Galiani.